

Nutzungshinweis: Es ist erlaubt, dieses Dokument auszudrucken und aus ihm zu zitieren. Wenn Sie aus diesem Dokument zitieren, machen Sie bitte vollständige Angaben zur Quelle (Name des Autors, Titel des Beitrags *und* Internetadresse). Jede weitere Verwendung dieses Dokuments bedarf der vorherigen schriftlichen Genehmigung des Autors.



JOST SCHNEIDER

## **Erfahrungswissenschaftliche Literaturwissenschaft ohne Rezeptionsperspektive?**

### ***Eine Kritik an vier Thesen des Manifestes der Gruppe Erklärende Hermeneutik aus dem Blickwinkel der funktionsanalytischen Literaturwissenschaft***

Die Mitglieder der Gruppe *Erklärende Hermeneutik* benutzen in ihrem Manifest<sup>1</sup> diverse rhetorische Strategien; diese dienen – wie in der Textsorte Manifest üblich – der Zuspitzung, der Aufmerksamkeitsgewinnung und dem Zweck, das eigene Anliegen als besonders dringlich erscheinen zu lassen. Es ist deshalb nicht immer leicht, präzise zwischen einer Kritik an den eigentlichen Thesen der Gruppe<sup>2</sup> und einer Kritik an der sprachlichen Ausformulierung dieser Thesen innerhalb des Manifestes zu unterscheiden. Die nachfolgende Kritik an vier der elf Thesen des Manifestes kann deshalb auch als Vorschlag gelesen werden, wie man sie umformulieren könnte, ohne dem wesentlichen Anliegen der Gruppe Eintrag zu tun. Um hierbei – durchaus unter besonderer Rücksichtnahme auf die Wissenschaftlichkeitsvorstellungen der Gruppe – möglichst stichhaltig zu argumentieren, kommentiere ich Satz für Satz jene vier Thesen des Manifestes, denen ich – jedenfalls in ihrer jetzigen Formulierung – nicht zustimmen kann (nämlich Nr. 2, 4, 7 und 11).

#### ***Kritik der zweiten These***

*Satz 1 der zweiten These: „Die Krise ist maßgeblich dadurch verursacht, dass nicht zwischen einem kognitiven, insbesondere auf wissenschaftliche Erklärungen zielenden Textzugang und einem aneignenden Textzugang, der unter anderem emotionale Bedürfnisse befriedigt, unterschieden wird.“*

- Erste Kritik an Satz 1: Die Gruppe arbeitet hier (und allgemein in ihrem Manifest) mit einer zu simplen Dichotomisierung. Neben der kognitiven und der aneignenden existiert meines Erachtens mindestens eine weitere Form des Textzugangs. Aufgrund ihrer Verbreitung würde ich diese dritte Form sogar als die Normalform des Textzugangs bezeichnen. Ein problematischer rhetorischer Trick des Manifestes besteht darin, diese Normalform zu skotomisieren bzw. stillschweigend der ‚schlechten‘, aneignenden Form des Textzugangs zu subsumieren. Wenn man das Lesen mit Sartres berühmter Formel als ein „gelenktes Schaffen“<sup>3</sup> versteht, dann schreitet die kognitive Lektüre – bildlich gesprochen – in der Mitte der die Schritte ‚lenkenden‘ Fahrbahn des Textes Schritt für Schritt, stetig und gleichmäßig voran, während die aneignende Lektüre gleichsam zur Seite aus-

<sup>1</sup> Manifest der Gruppe *Erklärende Hermeneutik / Explanatory Hermeneutics*. URL: <http://www.mythos-magazin.de/erklaerendehermeneutik/manifest-deutsch.pdf>; 17.03.2011

<sup>2</sup> Diese eigentlichen Thesen sind im Wesentlichen in den folgenden beiden Schriften zu finden: Tepe, Peter: *Kognitive Hermeneutik. Textinterpretation ist als Erfahrungswissenschaft möglich*. Mit einem Ergänzungsband auf CD. Würzburg 2007. – Tepe, Peter / Rauter, Jürgen / Semlow, Tanja: *Interpretationskonflikte am Beispiel von E. T. A. Hoffmanns Der Sandmann*. *Kognitive Hermeneutik in der praktischen Anwendung*. Mit Ergänzungen auf CD. Würzburg 2009.

<sup>3</sup> Sartre, Jean-Paul: *Was ist Literatur? Ein Essay* [zuerst franz. Paris 1948]. Hamburg 1958. Hier: S. 29.

bricht und phasenweise den Weg verlässt. Bei der Normalform der Textaneignung bleibt der Leser demgegenüber zwar auch immer auf der Fahrbahn, doch er wechselt gelegentlich die Laufrichtung, variiert sehr stark das Tempo, macht ab und zu eine Pause und läuft auch manchmal rückwärts oder hüpf, tanzt und springt auf der Straße umher.<sup>4</sup> Es geht hier nicht um die Legitimität der drei Textzugänge. Es soll nur deutlich werden, dass neben der kognitiven und der aneignenden mindestens eine weitere Form des Textzugangs existiert. Das zuspitzende dichtomische Modell des Manifestes<sup>5</sup> bildet nicht das komplette Spektrum der Textaneignungsformen ab und ignoriert die am weitesten verbreitete.

- Zweite Kritik an Satz 1: Die Unterscheidung zwischen wissenschaftlichem und aneignendem Textzugang kongruiert nicht mit der hier ohne Not ins Spiel gebrachten Unterscheidung zwischen nicht-emotionaler und emotionaler Vorgehensweise. Der wissenschaftliche Textzugang schließt eine Befriedigung emotionaler Bedürfnisse nicht aus, und der aneignende kann emotionsfrei sein. Das von Kant geforderte interesselose Wohlgefallen ist z.B. praktisch emotionsfrei (Ablehnung von ‚Reiz und Rührung‘), die damit erzielte ‚ästhetische Einstellung‘ (Bourdieu) ist aber durchaus vorwissenschaftlich!<sup>6</sup> Zur Förderung elaborierterer Formen der Textrezeption *und* -analyse gehört nach meinem Verständnis neben der Etablierung kognitiver Standards (zu denen erfahrungswissenschaftliche, aber auch diskursanalytische, kultursoziologische usw. gehören können) auch eine sublimere und reflektiertere Emotionalität. Zu denken ist beispielsweise an die Verfeinerung der Fiktionserkennungskompetenz oder an die Verbesserung der Empathiefähigkeit. Die *erfahrungswissenschaftliche* Analyse setzt ja voraus, dass überhaupt *Erfahrungen* gemacht werden, dass also auch emotionale Reaktionen auf einen Text (in möglichst ausdifferenzierter Form) erfolgen. Außerdem kann die Entscheidung für ein wissenschaftliches Vorgehen nicht selbst *ausschließlich* wissenschaftlich begründet werden. Vielmehr spielen hierbei auch Emotionen eine Rolle. Es wäre m. E. aber sinnvoll, die ganze Emotionalitätsproblematik innerhalb des Manifestes nicht zu thematisieren.<sup>7</sup> (Ich bestreite demnach nicht, dass z.B. in der Metastudie zur *Sandmann*-Interpretation ein „fairer Wettkampf der Deutungsoptionen“<sup>8</sup> mit rein kognitiven Mitteln durchgeführt worden ist. Ich bestreite auch nicht, dass darin wissenschaftlich argumentiert wird. Ich bestreite jedoch, dass diese Studie wissenschaftlich ist, *bloß weil* darin mit – angeblich oder tatsächlich – *rein* kognitiven Mitteln argumentiert wird.)

---

<sup>4</sup> Hier ist nicht der Ort, um diese bildliche Darstellung in eine präzise rezeptionswissenschaftliche Beschreibung von Lektüreprozeduren zu überführen, wie man sie – ganz unterschiedlich natürlich – in Anlehnung an Erich Schön oder Wolfgang Iser formulieren könnte. Mit Sarte würde ich den von mir so genannten ‚Normalfall‘ der Lektüre als vollgültiges gelenktes Schaffen bezeichnen, während beim kognitiven Zugang der Schaffensaspekt und beim aneignenden Textzugang der Lenkungsaspekt unterakzentuiert bleibt.

<sup>5</sup> Es wird nicht bestritten, dass die in Fußnote 2 zitierten Schriften der Gruppe in dieser Hinsicht wesentlich differenzierter sind (vgl. insbesondere *Interpretationskonflikte*, S. 46-49); hier in diesem Beitrag geht es jedoch um das Manifest und die darin gewählten Formulierungen.

<sup>6</sup> Ich habe mich ausführlicher zu dieser Frage geäußert in: Schneider, Jost: Die Sozialgeschichte des Lesens und der Begriff ‚Literatur‘. In: Winko, Simone / Jannidis, Fotis / Lauer, Gerhard (Hg.): Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen. Berlin u. New York 2009. S. 434-454, hier: S. 442-444. (Ich verstehe Peter Tepe – nach einer 2010 mit ihm geführten Korrespondenz an mich gerichtete – freundliche Einladung zur Abfassung des vorliegenden Artikels als eine Aufforderung, die Thesen des Manifestes speziell mit dem in meiner *Sozialgeschichte des Lesens* (2004) entwickelten Konzept einer funktionsanalytischen Literaturwissenschaft und Literaturgeschichtsschreibung abzugleichen, und zitiere deshalb in diesem Beitrag mehrere meiner eigenen Publikationen. Zur methodengeschichtlichen Einordnung und Kritik meines funktionsanalytischen Ansatzes vgl. Köppe, Tilmann / Winko, Simone: Neuere Literaturtheorien. Eine Einführung. Stuttgart u. Weimar 2008. V. a. S. 168f. u. 192.)

<sup>7</sup> Übrigens fällt auf, dass an dieser Stelle des Manifestes nicht auf Eco ausführliche diesbezügliche Untersuchungen Bezug genommen wird (vgl. Eco, Umberto: Die Grenzen der Interpretation. München u. Wien 1992 [zuerst ital. 1990 u.d.T. ‚I limiti dell’interpretazione‘]).

<sup>8</sup> Tepe, Peter / Rauter, Jürgen / Semlow, Tanja: Interpretationskonflikte am Beispiel von E. T. A. Hoffmanns *Der Sandmann*. Kognitive Hermeneutik in der praktischen Anwendung. Mit Ergänzungen auf CD. Würzburg 2009. S. 71.

- Dritte Kritik an Satz 1: Dass die methodologische Grundlagenkrise der Literaturwissenschaft *maßgeblich* durch die fehlende Unterscheidung zwischen kognitivem und aneignendem Textzugang verursacht wird, ist eine vermutlich weder falsifizierbare noch verifizierbare Behauptung. Es fällt auf, dass andere wahrscheinliche Krisenursachen nicht mit ins Spiel gebracht werden (Autonomisierung der Methodologie als einer wissenschaftlichen Disziplin, Niederlage im von Snow<sup>9</sup> beschriebenen Kampf zwischen den ‚zwei Kulturen‘, terminologische Probleme, Relevanzverlust des traditionellen Gegenstandes der Literaturwissenschaft unter den Bedingungen der modernen Medienkonkurrenz u.v.a.).<sup>10</sup> Wäre es nicht sachangemessener, die besagte fehlende Unterscheidung als *eine* unter mehreren Krisenursachen zu bezeichnen?

*Satz 2 der zweiten These: „Der kognitive Textzugang folgt der deskriptiven Leitfrage ‚Wie ist der Text beschaffen?‘ und der erklärungsbezogenen Leitfrage ‚Worauf ist die festgestellte Textbeschaffenheit zurückzuführen?‘“*

- Kritik an Satz 2: Nach meinem Dafürhalten sollte in den Fragen jeweils die Rezeptionsdimension mit berücksichtigt werden. Also: „Der kognitive Textzugang folgt der deskriptiven Leitfrage ‚Wie sind der Text *und seine faktische bisherige Rezeption* beschaffen?‘ und der erklärungsbezogenen Leitfrage ‚Worauf ist die festgestellte Beschaffenheit des Textes *und seiner faktischen bisherigen Rezeption* zurückzuführen?‘“ Denn die Literaturwissenschaft sollte sich m. E. mit dem gesamten Prozess der literarischen Kommunikation und nicht nur mit dem Text beschäftigen.<sup>11</sup> Es wirkt befremdlich, wenn das Manifest eine *erfahrungswissenschaftliche* Wende der literaturwissenschaftlichen Methodologie postuliert und gleichzeitig die tatsächlichen Lesererfahrungen skotomisiert.

*Satz 3 der zweiten These: „Die Antworten auf diese beiden Leitfragen werden im Rahmen des kognitiven Textzugangs mithilfe kontrollierbarer Methoden erarbeitet.“*

- Das kann so postuliert werden, auch wenn man die oben vorgeschlagene Erweiterung der beiden Leitfragen akzeptiert.

*Satz 4 der zweiten These: „Der aneignende Textzugang folgt demgegenüber der Leitfrage ‚Was sagt mir oder uns dieser Text?‘ bzw. ‚Welchen Nutzen bringt mir oder uns dieser Text?‘“*

- Kritik an Satz 4: Hier macht sich m. E. die eingangs kritisierte Verschmelzung von aneignender und ‚normaler‘ Form des Textzugangs in der Argumentation des Manifestes negativ bemerkbar. Die Leitfrage der tatsächlichen ‚Textaneigner‘ würde ich eher so formulieren: ‚Welche einzelnen Passagen oder Formulierungen des Textes sind geeignet, meine vorgefassten, hier zu verteidigenden oder zu bewerbenden Einstellungen und Überzeugungen zu bestätigen und zu untermauern?‘ Die im Manifest vorgeschlagene, wesentlich generellere Formulierung dürfte eher für den ‚Normalzugang‘ charakteristisch sein, denn sie beschreibt eine allgemeinere, verstehende Form des Textzugangs und bezieht sich nicht nur auf die spezielle Nutzenanwendung der Einstellungsbestätigung, sondern auf alle möglichen anderen Formen von Lektüre-‚Nutzen‘ wie Unterhaltung, Ablenkung, sexuelle Erregung, Humor, Freude am Rätseln, Immersion usw. Es ist nicht fair, innerhalb des Manifestes nicht zwischen aneignendem und ‚normalem‘ Textzugang zu unterscheiden, so dass auch der ‚normale‘ Textzugang dem schwerer wiegenden Verdacht ausgesetzt ist, projektiv

<sup>9</sup> Nämlich in: Snow, Charles Percy: *The two cultures and the scientific revolution*. Cambridge 1959.

<sup>10</sup> Die heuristische Differenzierung zwischen der methodologischen Grundlagenkrise und der Relevanzkrise der Wissenschaft darf nicht vergessen machen, dass beide eng miteinander verknüpft sind. Die Gruppe scheint aber nicht bestreiten zu wollen, dass – *horribile dictu* – die gesellschaftliche Relevanz der Literaturwissenschaft vermutlich eher abnimmt, wenn ihre Wissenschaftlichkeit zunimmt (vgl. Bühler, Axel / Tepe, Peter / van Peer, Willie / Semlow, Tanja: *Zu Köppes Kritik am Manifest*. URL: [http://www.mythos-magazin.de/erklarendhermeneutik/tk\\_thesen.pdf](http://www.mythos-magazin.de/erklarendhermeneutik/tk_thesen.pdf); 17.05.2011; hier v. a. S. 9).

<sup>11</sup> Ausführliche Begründung hierzu in: Schneider, Jost: *Sozialgeschichte des Lesens. Zur historischen Entwicklung und sozialen Differenzierung der literarischen Kommunikation in Deutschland*. Berlin u. New York 2004. S. 8-17.

zu verfahren und die Texte als Steinbrüche für vorgefasste eigene Argumentationen zu missbrauchen.

*Satz 5 der zweiten These: „Diese Perspektive ist lebenspraktisch unerlässlich, aber nicht wissenschaftsfähig.“*

- Erste Kritik an Satz 5: Wenn man die oben vorgeschlagene Erweiterung der beiden Leitfragen akzeptiert, wäre präziser zu formulieren: ‚Der Normalzugang und der aneignende Zugang können und sollen zwar *Gegenstand* der Literaturwissenschaft sein, sie bieten jedoch keine wissenschaftlich zu nennende Möglichkeit, Zugang zu einem Text zu finden.‘
- Zweite Kritik an Satz 5: In der Literaturdidaktik wird gefordert, die Aneignung bzw. den Normalzugang *in einem ersten Schritt* mit einzubeziehen, weil sonst das Interesse an der Rezeption eliminiert werde, so dass es zum *anschließenden* wissenschaftlichen Textzugang gar nicht erst kommen könne.<sup>12</sup> Tatsächlich liegt hier ein im Rahmen des Manifestes nicht gut auflösbares Problem: Geht nicht die wissenschaftliche üblicherweise ganz langsam aus der normalen/aneignenden Rezeption hervor? Muss nicht in der Argumentation des Manifestes aus dem Entweder/Oder ein Davor/Danach gemacht werden? Sollte man überhaupt bei der ersten Begegnung mit einem Text sofort einen wissenschaftlichen Zugang zu diesem Text suchen? Zeigen nicht gerade auch die gelungensten Beispiele einer kognitiv-wissenschaftlichen Lektüre sehr oft noch die Spuren eines ursprünglich ganz unreflektierten, nach und nach wissenschaftlich sublimierten Interesses am Text? Wieso ist man sich so sicher, dass unvermischte, ‚reine‘ Formen des Textzugangs besser sind als vermischte? *Reicht es nicht, wenn die Leser entsprechender Interpretationen darin geschult werden, zuverlässig zu erkennen, wenn innerhalb ein und derselben Interpretation das Register gewechselt, also beispielsweise vom kognitiven zum aneignenden und wieder zurück zum kognitiven Lektüremodus gewechselt wird?*<sup>13</sup> Wäre der hundertprozentig ‚reine‘ kognitive Textzugang nicht ein merkwürdiges, per se wirkungsschwaches Artefakt? Und müsste nicht außerdem zwischen einer (meinetwegen idealiter ganz ‚reinen‘) gedanklichen *Forschungstätigkeit* und einer (sinnvollerweise minder ‚reinen‘, Medien nutzenden) *Vermittlungstätigkeit* unterschieden und dabei vorausgesetzt werden, dass *publizierte* Interpretationen immer in die Kategorie ‚Vermittlungstätigkeit‘ fallen?
- Dritte Kritik an Satz 5: „[...] *lebenspraktisch unerlässlich*“ ist eine zu starke Formulierung. Wenn ich es recht verstehe, möchte die Gruppe an dieser Stelle doch lediglich explizit konzedieren, dass ein außerwissenschaftlicher Textzugang in außerwissenschaftlichen Kontexten seinen Wert und seine Berechtigung haben *kann*. Der Ausdruck *unerlässlich* macht aus diesem *Können* ein *Müssen* oder wenigstens ein *Sollen*. Literarische Kommunikation ist in der Praxis fast immer eine freiwillige Neben- oder Freizeitbeschäftigung (die kurzerhand abgebrochen wird, wenn Zwänge oder Unannehmlichkeiten damit verbunden sind).

*Satz 6 der zweiten These: „Eine am aneignenden Textzugang orientierte Literaturwissenschaft ist keine empirische Wissenschaft.“*

- Kritik an Satz 6: Ich stimme nur zu, wenn Sie die Formulierung ‚am aneignenden Textzugang orientierte‘ ersetzen durch ‚auf aneignendem Textzugang basierende‘. Der aneignende Textzugang

---

<sup>12</sup> Demgemäß sind die Kompetenzanforderungen in den aktuellen schulischen Curricula so gestaffelt, dass die Rezeptionsfähigkeiten der Schüler von der einfachen Informationsentnahme über das Verstehen und Bewerten eines komplexen Textes bis hin zur kritischen Historisierung von Autorpositionen ganz allmählich eine Entfaltung und Anreicherung erfahren. Dabei werden die einfacheren Texterschließungsformen *nicht ersetzt*, sondern schrittweise *ergänzt*. Als elaborierte Lektüreform gilt hier also nicht die *rein* kognitiv-analytische Aneignung, sondern eine ‚ganzheitliche‘, möglichst *sämtliche* emotionalen und kognitiven Textdimensionen berücksichtigende und realisierende Rezeption.

<sup>13</sup> Ich vermute, dass die in *Interpretationskonflikte* (S. 251-257) gezeigte *Sandmann*-Deutung Freuds ihre besondere Popularität (vgl. ebd., S. 370-372) nicht zuletzt der Tatsache verdankt, dass die meisten Leser dieses Textes über eine Rezeptionskompetenz verfügen, die es ihnen ohne weiteres ermöglicht, recht klar zwischen den ‚kognitiven‘ und den ‚aneignenden‘ Partien des Freud-Textes zu unterscheiden, zumal Freud selbst darin ja auch nicht mit entsprechenden Gesten der Selbstrelativierung spart.

kann und soll laut Manifest nicht *Methode*, sehr wohl aber *Gegenstand* einer empirischen Literaturwissenschaft werden, was in der gewählten Formulierung nicht zum Ausdruck kommt.

*Satz 7 der zweiten These: „Eine empirische Wissenschaft hat die erfahrbare Wirklichkeit zum Gegenstand, während der Großteil der heutigen Literaturwissenschaft keinen Wirklichkeitsbezug hat und damit auch keinerlei Kontinuität zu den Erfahrungswissenschaften aufweist.“*

- Erste Kritik an Satz 7: Ich rate der Gruppe, an dieser Stelle und überhaupt im Manifest den Wirklichkeitsbegriff nicht zu benutzen, weil er Missverständnisse und Ablehnung provoziert, wo bei expliziter Erläuterung, wie sie in einem Manifest nicht geliefert werden kann, durchaus Zustimmung möglich wäre. Zentrales empirisches Datum des in meiner *Sozialgeschichte des Lesens* formulierten Ansatzes ist die Realität der literarischen Kommunikation, d.h. die „institutionalisierte, epochen- und schichtenspezifische Praxis der literarischen Kommunikation“<sup>14</sup>. Dazu zählen nicht nur Texte, sondern auch die konkreten Lektürepraktiken von Lesern aus allen Bildungs- und Gesellschaftsschichten sowie die Aktivitäten von Verlegern und Zensoren, von Rezensenten, Kostümbildnern und Buchverkäufern usw. usw. Es trifft zu und ist ein Skandalon, dass sich die Literaturwissenschaft bisher viel zu wenig für die Milliarden von erfahrungswissenschaftlich zu gewinnenden Daten und Fakten interessiert hat, die ein vollplastischeres Bild der literarischen Kommunikation zu zeichnen erlauben würden und aus denen ich in meiner *Sozialgeschichte* nur einen ersten Ausschnitt liefern konnte. Es wirkt in diesem Zusammenhang – wie bereits erwähnt – kurios, wenn das Manifest eine erfahrungswissenschaftliche Wende der literaturwissenschaftlichen Methodologie postuliert und gleichzeitig die Dimension der Textrezeption ausblendet, d. h. die *tatsächlichen Erfahrungen* der Leser skotomisiert.
- Zweite Kritik an Satz 7: In der Formulierung dieses Satzes (und öfter) macht sich negativ bemerkbar, dass das Manifest nicht präzise und konsequent zwischen (universeller) Interpretationsmethodologie und literaturwissenschaftlicher Methodologie unterscheidet. Ist hier wirklich die ganze Literaturwissenschaft gemeint?

### ***Kritik der vierten These***

*Satz 1 der vierten These: „In der erfahrungswissenschaftlich orientierten Hermeneutik geht es sowohl um die Beschreibung und Klassifikation als auch um die Erklärung der Eigenschaften von Texten.“*

- Kritik an Satz 1: Das in meiner *Sozialgeschichte des Lesens* entwickelte Konzept einer funktionsanalytischen Literaturgeschichtsschreibung impliziert die Vorstellung, dass Texte nur dann zureichend analysiert werden können, wenn – mit Hugo Kuhn zu reden – ihr jeweiliger ‚Gebrauchszusammenhang‘ mit in den Blick genommen wird. Manche Texte sind so beschaffen, dass sie eher einem kognitiven Textzugang Raum und Nahrung geben. Andere finden ihren bestimmungsgemäßen Gebrauch in einer aneignenden, der Phantasie des Lesers viel Freiraum lassenden Form der Lektüre und der Interpretation.<sup>15</sup> Will man Texte beschreiben und klassifizieren bzw. ihre Eigenschaften erklären, so muss (u.a.) dieser Unterschied *von vorneherein* mitbedacht werden. Denn sonst determi-

---

<sup>14</sup> Schneider, Jost: *Sozialgeschichte des Lesens. Zur historischen Entwicklung und sozialen Differenzierung der literarischen Kommunikation in Deutschland*. Berlin u. New York 2004. S. 8.

<sup>15</sup> Autoren, Literaturwissenschaftler und auch Kritiker lehnen es in der Regel ab, die Frage nach dem ‚bestimmungsgemäßen Gebrauch‘ zu beantworten. Sie dürfen sich den Luxus eines – meistens humanistisch fundierten (oder wenigstens dekorierten) – Universalismus leisten (‚Dieser Text geht *alle* an!‘), während Literaturagenten, Lektoren und Verlagsmarketingmanager natürlich sofort und weitestgehend zuverlässig den bestimmungsgemäßen Gebrauch beschreiben können, d. h. problemlos zu bestimmen wissen, welches Buch bei Bastei Lübbe und welches bei Suhrkamp zu erscheinen hat, welches Manuskript also auf welchen Distributionswegen an welche Leserschichten zu bringen ist und an welche nicht. (Es mag aber sein, dass der besagte Universalismus wohlthätigere Wirkungen entfaltet als der inzwischen auch in der Zunft manchmal anzutreffende Indifferentismus, der dem berühmten ‚To whom it may concern!‘ einen zynischen Beigeschmack verleiht.)

niert der methodologische Input zu stark den interpretatorischen Output: Es besteht dann also die Gefahr, dass eine erfahrungswissenschaftlich geläuterte Hermeneutik in der Praxis bloß bestätigt, dass gewisse Texte unter dem Zugriff eines kognitiven Zugangs besonders aufleuchten und unabsehbare Tiefendimensionen zeigen, während viele andere Texte bei einem solchen Zugriff flach, bedeutungsarm und trivial erscheinen. Hierdurch würden – wieder einmal – die Lektürepraktiken bestimmter Leserschichten ausgeklammert. *Kanonisierte Texte, deren bestimmungsgemäßer Gebrauch ja überdurchschnittlich häufig in einer kognitiven Interpretation liegt, würden von der Etablierung einer erfahrungswissenschaftlich fundierten Hermeneutik jedenfalls stärker profitieren als jene Texte, deren bestimmungsgemäßer Gebrauch in einer aneignenden Interpretation besteht.* (Es ist durchaus eine Frage der Berufsehre, ob die Gruppe auf Dauer das Rückgrat besitzt, den ihr rein aufgrund dieser Kanonfreundlichkeit zuteil werdenden Beifall laut genug zurückzuweisen.)

*Satz 2 der vierten These: „Unser Vorschlag für eine Erneuerung der Hermeneutik läuft darauf hinaus, das Erklärungsproblem ‚Worauf ist die festgestellte Textbeschaffenheit zurückzuführen?‘ ins Zentrum der literaturwissenschaftlichen Arbeit zu stellen.“*

- Kritik an Satz 2: Ich schlage meiner Kritik an Satz 1 der vierten These gemäß alternativ als Zentralfrage vor: ‚Worauf ist die festgestellte Beschaffenheit des Textes *und seiner Rezeption* zurückzuführen?‘ Satz 5 der hier nicht diskutierten dritten These des Manifestes würde ich also dahingehend korrigieren, dass die Untersuchung aneignender und normaler Interpretationen kein spezieller Gegenstand einer *separaten Rezeptionsforschung* sein darf, sondern von Anfang an mit in eine erfahrungswissenschaftlich orientierte Hermeneutik integriert werden muss.

*Satz 3 der vierten These: „Dieses Problem kann bei jedem literarischen Text aufgeworfen werden.“*

- Kritik an Satz 3: Ich korrigiere entsprechend: ‚Das Erklärungsproblem ‚Worauf ist die festgestellte Beschaffenheit des Textes *und seiner Rezeption* zurückzuführen?‘ kann bei jedem literarischen Text aufgeworfen werden.“

*Satz 4 der vierten These: „Die erklärende Textinterpretation ist insofern mit Erklärungen in anderen Erfahrungswissenschaften vergleichbar, als es bei der erklärenden Interpretation ebenso wie bei anderen wissenschaftlichen Erklärungen typischerweise darum geht, das Explanandum aus bestimmten Vorannahmen und allgemeinen Regularitäten abzuleiten.“*

- Kritik an Satz 4: Ich stimme zu, sofern sowohl der Text *als auch seine Rezeption* zum Explanandum gezählt werden.

*Satz 5 der vierten These: „Daraus ergibt sich, dass die traditionelle radikale Opposition zwischen Erklären und Verstehen verfehlt ist.“*

- Erste Kritik an Satz 5: Die Formulierung ‚Daraus ergibt sich‘ finde ich nicht plausibel; Satz 5 ist nicht logisch aus Satz 4 ableitbar.
- Zweite Kritik an Satz 5: Es müsste genauer gesagt werden, was der Ausdruck ‚die traditionelle radikale Opposition‘ meinen soll. Beispielsweise hat ja Dilthey<sup>16</sup> – wie schon Schleiermacher<sup>17</sup> – in keiner Weise bezweifelt, dass die literaturwissenschaftliche Arbeit auch solche Tätigkeiten beinhaltet, die in der Terminologie des Manifestes als ‚Erklären‘ zu bezeichnen wären. Wenn hier von ei-

<sup>16</sup> Nach Dilthey „fordert das Verstehen der einzelnen Persönlichkeit zu seiner Vollendung das systematische Wissen“ (Dilthey, Wilhelm: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften [1910]. Einleitung v. Manfred Riedel. Frankfurt a. M. 1981. S. 173).

<sup>17</sup> Vgl. etwa die Thesen 5 bis 7 aus Schleiermachers *Einleitung* zu seiner Schrift *Hermeneutik und Kritik mit besonderer Beziehung auf das neue Testament* [1838] in: Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst: *Hermeneutik und Kritik*. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers. Hg. u. eingel. v. Manfred Frank. Frankfurt a. M. 1977. S. 77-80.

ner ‚radikalen Opposition‘ gesprochen wird, erinnert das wiederum mehr an Charles Percy Snows *The two cultures and the scientific revolution* (1959). Ist das gemeint? Oder soll doch nur Dilthey in gewissem Sinne kritisiert und in anderem Sinne bestätigt werden? Dieser fünfte Satz der vierten These des Manifestes müsste unbedingt präziser formuliert werden.

### **Kritik der siebten These**

*Satz 1 der siebten These: „Eine befriedigende Erklärung von Texteigenschaften kann ohne Rückgriff auf den Autor, seine Überzeugungen und Absichten, seinen Hintergrund nicht erlangt werden.“*

- Erste Kritik an Satz 1: Statt ‚befriedigende Erklärung‘ sollte es präziser heißen: ‚wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Erklärung‘.
- Zweite Kritik an Satz 1: Die Formulierung ‚Erklärung von Texteigenschaften‘ würde ich korrigieren in: ‚Erklärung der Eigenschaften von Texten und ihrer Rezeption‘.

*Satz 2 der siebten These: „Es ist nicht zweckmäßig, die besondere Beschaffenheit eines Textes direkt über den Rückgriff auf die soziokulturelle Rahmenkonstellation oder einen vergleichbaren Faktor erklären zu wollen.“*

- Ich stimme zu.

*Satz 3 der siebten These: „Diese Rahmenkonstellation ist ja dieselbe für eine Vielzahl von in diesem Kontext entstandenen Texten, die sehr unterschiedliche Eigenschaften aufweisen.“*

- Erste Kritik an Satz 3: Statt ‚dieselbe‘ würde ich ‚weitgehend dieselbe‘ sagen. Es hängt *hauptsächlich* von der Differenziertheit unserer Analyse der Rahmenkonstellation ab, für wie gleichartig wir die Kontexte erklären. Gibt es zwei Bachmann-Gedichte, die in exakt derselben Rahmenkonstellation entstanden sind? Wenn wir diese Konstellation in einem einzigen kurzen Satz beschreiben, vielleicht ja. Wenn wir hingegen ganz detailliert die jeweilige Textentstehung analysieren, eindeutig nein.
- Zweite Kritik an Satz 3: Der Satz suggeriert, dass die Unterschiedlichkeit von Texten primär ein Effekt von Autorüberzeugungen, -absichten und -hintergründen ist. Für viele *kanonisierte* Texte *ab dem 18. Jahrhundert* mag dies – soweit davon überhaupt die Rede sein kann<sup>18</sup> – zutreffen, aber bei ihnen handelt es sich nur um einen ganz winzigen Teil der überhaupt publizierten und gelesenen Texte. Schon für die Gelegenheitsdichtung der Frühen Neuzeit und erst recht für die (teilweise kollektiv-industriell verfertigte) literarische Massenware der Gegenwart trifft dies nicht oder kaum zu.

*Satz 4 der siebten These: „Um die besondere Beschaffenheit eines Textes zu erklären, darf der Textproduzent, der den Text unmittelbar verursacht hat, nicht übersprungen werden.“*

- Erste Kritik an Satz 4: Es gibt bestimmte Aspekte der Textbeschaffenheit, die man (im Rahmen der von der Gruppe so genannten ‚Basis-Analyse‘) durchaus wissenschaftlich erklären kann, ohne den Autor zu berücksichtigen. Dazu zählen etwa metrische oder grammatische Strukturen, die man ja analysieren kann, ohne den Autor zu erwähnen (oder zu kennen). Statt ‚zu erklären‘ sollte es deshalb in Satz 4 präziser heißen: ‚vollständig/umfassend zu erklären‘.
- Zweite Kritik an Satz 4: Bezieht man die oral poetry oder anonyme Gattungen wie Sage, Witz und Märchen mit in die literaturwissenschaftliche Arbeit ein, was natürlich unbedingt zu empfehlen ist, muss man eine Antwort auf die Frage nach der Verfahrensweise bei anonymen Texten haben. Die siebte These des Manifestes sollte nicht unnötiger Weise so scharf formuliert werden, dass eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Texterklärung bei undatierten/anonymen Schriften geradezu ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Statt ‚darf der Textproduzent ... nicht übersprungen wer-

---

<sup>18</sup> Vgl. Frank, Manfred: *Das individuelle Allgemeine. Textstrukturierung und -interpretation nach Schleiermacher*. Frankfurt a. M. 1977. Hier v. a. S. 316-327.

den‘ sollte es heißen: ‚sollte der Textproduzent ... mit berücksichtigt werden, soweit dies möglich und einer wissenschaftlichen Analyse dienlich ist‘.

*Satz 5 der siebten These: „Autorbezogene Formen der Textinterpretation sind somit grundsätzlich zu rehabilitieren.“*

- Kritik an Satz 5: Dieser Satz ist unglücklich formuliert und liest sich fast wie eine Generalamnestie für alle Arten von Biographismus. Den Sätzen 1 und 4 dieser These (in ihrer von mir korrigierten Form) muss nichts Derartiges hinzugefügt werden. Ich schlage vor, Satz 5 ersatzlos zu streichen.

### ***Kritik der elften These***

*Elfte These: „Die Krise der Literaturwissenschaft lässt sich durch den konsequenten Übergang zu einem erfahrungswissenschaftlichen Denkstil überwinden.“*

- Erste Kritik an der elften These: Wenn die besagte Krise, wie ich vermute (s. o. meine dritte Kritik an Satz 1 der zweiten These), nicht nur eine einzige, sondern *mehrere* verschiedene Ursachen hat, kann es prinzipiell keine Einzelmaßnahme geben, die *alleine* zu ihrer Überwindung führt. Vielmehr muss an verschiedenen Seiten angesetzt und dabei große Geduld bewiesen werden. Ich möchte folgende Alternativformulierung vorschlagen: ‚Der konsequente Übergang zu einem erfahrungswissenschaftlichen Denkstil kann einen Beitrag zur Überwindung der Krise der aktuellen Literaturwissenschaft leisten.‘
- Zweite Kritik an der elften These: Ich verweise auf das von mir in der Einleitung zu meiner *Methodengeschichte der Germanistik* thematisierte Problem der Kontextadaption:

Da die Wissenschaft kein geschlossenes oder gar abgeschlossenes System ist, sondern beständig in Wechselwirkung mit Kultur, Politik, Wirtschaft, Religion usw. steht, tragen wissenschaftsexterne Einflüsse wesentlich dazu bei, dass bestimmte Sektoren des reich ausdifferenzierten Methodenspektrums zu bestimmten Zeiten mehr in den Fokus des öffentlichen wie auch des fachöffentlichen Interesses geraten, während andere Sektoren dieses Spektrums für kurze oder längere Zeit ein Schattendasein führen. So steht [...] wohl außer Zweifel, dass der Nationalismus, die Reformbewegung, der Faschismus, die Studentenbewegung, die Emanzipationsbewegung und andere wissenschaftsexterne Denkansätze oder Mentalitätsentwicklungen bedeutenden Einfluss auf die methodologische Entwicklung ausgeübt und den Fokus auch der Fachöffentlichkeit zeitweise auf gewisse Probleme und Fragestellungen gelenkt haben.

In den Kategorien der Agenda-setting-Theorie ließe sich dieser Vorgang dahingehend deuten, dass zwar die Germanistik ihre eigene, aus der internen Entwicklungslogik der bisherigen Methodengeschichte durch idealtypische Extrapolation ableitbare Fachagenda besitzt, dass jedoch diese spezifische Agenda immer wieder – wie in einer offenen pluralistischen Gesellschaft auch kaum anders zu erwarten – durch die Agenda der Massenmedien, der Kultur- und Wissenschaftspolitiker sowie vieler anderer ‚Träger öffentlicher Belange‘ überformt wird.<sup>19</sup>

Dass also einfach so, auf bloße Aufforderung hin, von einem (problematischen) zu einem (besseren) Denkstil übergegangen werden könnte, halte ich für unmöglich. Vielmehr bedurfte es, wie uns die Methodengeschichte der Germanistik lehrt, bisher immer eines ‚Rückenwindes‘, den es von zwei verschiedenen Seiten her geben kann: entweder durch Machtdispositive oder durch einen Wandel des ‚Zeitgeistes‘. So oder so setzt sich ein Denkstil nicht aus eigener Kraft durch, sondern es gibt bestimmte einflussreiche Gruppen innerhalb und/oder außerhalb der Wissenschaften, die dafür sorgen, dass plötzlich alle Welt z. B. Systemtheorie oder Diskursanalyse oder Erklärende Hermeneutik betreiben will und muss. Nach einer Weile schwindet jedoch die Macht dieser Gruppen, und dann kommt wieder eine andere Methode (oder auch mehrere gleichzeitig) für eine gewisse Weile zum Zug, wobei die ‚abgelöste‘ Theorie aber nach meiner Auffassung nicht völlig verschwindet, sondern in eine Perseveranzphase eintritt, in der ihre Inhalte (oft unter anderem Namen) in bestimmten Enklaven fortbestehen. (So bleibt die Psychoanalytische Literaturwissenschaft beispielsweise in der Kafka-Forschung präsent.) Dabei ist unbedingt zu beachten, dass sich diese

---

<sup>19</sup> Schneider, Jost: Einleitung. In: Ders. (Hg.): *Methodengeschichte der Germanistik*. Unter redaktioneller Mitarb. v. Regina Grundmann. Berlin u. New York 2009. S. 1-31. Hier: S. 16f.

Ausführungen nur auf die *Durchsetzung*, nicht aber auf die *Erfindung* neuer Methoden beziehen! Wissenschaftler können in einem relativ offenen Wissenschaftsbetrieb, wie wir ihn in der BRD vorfinden, jederzeit Methoden aller Art erfinden und dafür werben. Wenn es aber um die in These 11 thematisierte Frage geht, ob diese oder jene Methode auch *de facto durchgesetzt und institutionell etabliert* werden kann, müssen wissenssoziologische/diskursanalytische Aspekte bedacht werden, von denen in dieser – deshalb weltfremd anmutenden – These nichts zu lesen ist. Um einen ‚konsequenten Übergang zu einem erfahrungswissenschaftlichen Denkstil‘ (oder zu irgendeinem anderen Denkstil) zu realisieren, bedarf es in erster Linie einflussreicher Verbündeter und/oder eines solchen Tendenzen günstigen Mentalitätsumbruches. Natürlich darf die Gruppe Erklärende Hermeneutik hoffen, dass die einflussreichsten Verbündeten gerade diejenigen sind, die rein aufgrund der Überzeugungskraft ihres Manifestes der Gruppe beitreten. Vergleichbare Gruppen hoffen Ähnliches. Und so entsteht jener anregende Pluralismus der Methoden<sup>20</sup>, von dem wir mehr profitieren als von der Durchsetzung eines einzigen Denkstils, wenngleich einzuräumen ist, dass manche der konkurrierenden Gruppen nicht davor zurückschrecken, mit ganz wissenschaftsfernen Methoden vorzugehen (Präsenz in Massenmedien, Instrumentalisierung des Prominenzfaktors usw.), so dass der Methodenwettbewerb nicht so frei und fair ist, wie er es sein sollte.

- Dritte Kritik an der elften These: Hier bleibt unklar, ob das Manifest nur auf eine neue Konjunktur der in ihrer Perseveranzphase angelangten und friedlich vor sich hin lebenden literaturwissenschaftlichen Hermeneutik als einer unter vielen literaturwissenschaftlichen Methoden oder aber auf eine Neuausrichtung der gesamten Literatur- oder sogar der gesamten Kulturwissenschaft abzielt. Das Tableau der Gründungsmitglieder lässt vermuten, dass es nicht nur um literaturwissenschaftliche Hermeneutik gehen soll. Das müsste dann aber m. E. durchgängig und explizit im ganzen Manifest zum Ausdruck kommen.
- Vierte Kritik an der elften These: Die Redeweise von der ‚Überwindung‘ der Krise hat einen antipluralistischen Unterton. Jedenfalls könnte man den Eindruck gewinnen, dass die Gruppe eine Alleinherrschaft des erfahrungswissenschaftlichen Denkstils anvisiert und den aktuellen Methodenwettbewerb endgültig beenden möchte. Ich würde demgegenüber mehr Bescheidenheit empfehlen und durch entsprechende Gesten der Selbstrelativierung auch innerhalb des Manifestes klarstellen, dass das Ende der *aktuellen* Krise nicht das endgültige Ende *aller* Krisen sein wird, dass der erfahrungswissenschaftliche Denkstil immer nur einer unter mehreren sein kann *und soll* und dass es ein respektabler Erfolg der Gruppe wäre, wenn sie sich innerhalb eines funktionierenden Methodenwettbewerbs für eine gewisse Zeit als ein weiterer starker, viel beachteter Akteur etablieren könnte. Dass die Gruppe Kritiker wie mich zur öffentlichen Stellungnahme einlädt, beweist augenscheinlich, dass sie auch nichts Anderes anstrebt. Allerdings zeigt ihre Replik auf Köppes *Drei Thesen zum Manifest*<sup>21</sup>, dass die Gruppe dazu neigt, sich bei Kritik am Manifest auf Bücher und Artikel zu beziehen, als deren Konzentrat sie die Manifestthesen verstanden wissen will. Ein solches Verfahren wird jedoch der Natur der Textsorte Manifest nicht gerecht. Köppe hat so auf das Manifest geantwortet, wie man auf ein Manifest zu antworten pflegt, nämlich mit manifestatorischen Gegenthesen. Er hat damit – anders als ich<sup>22</sup> – einen bestimmungsgemäßen Gebrauch von der Textsorte Manifest gemacht. Bei ihrer Erwiderung auf Köppe hätte die Gruppe zumindest die Möglichkeit erwägen sollen, dass zwischen ihren eigentlichen Thesen und den Formulierungen des Manifestes keine hinreichende Kongruenz besteht.

<sup>20</sup> Zur Unterscheidung zwischen echtem Pluralismus einerseits und permissivem oder skeptizistischem Relativismus andererseits vgl. Köppe, Tilmann / Winko, Simone: *Neuere Literaturtheorien. Eine Einführung*. Stuttgart u. Weimar 2008. S. 143-17.

<sup>21</sup> Köppe, Tilmann: *Drei Thesen zum Manifest der Gruppe Erklärende Hermeneutik*. URL: [http://www.mythos-magazin.de/erklaerendehermeneutik/tk\\_thesen.pdf](http://www.mythos-magazin.de/erklaerendehermeneutik/tk_thesen.pdf); 17.05.2011.

<sup>22</sup> Der bestimmungsgemäße Gebrauch ist *eine*, aber natürlich nicht die einzige legitime Weise des Umgangs mit einem Text. Legitim ist auf jeden Fall immer auch die wissenschaftliche Weise des Umgangs, die ich hier für mich reklamiere.

Fazit: (1) Die Textsorte Manifest ist schlecht gewählt, denn sie bietet ihrem Wesen nach keine günstige Möglichkeit, um das Anliegen der Gruppe *Erklärende Hermeneutik* zu veranschaulichen oder zu popularisieren, da dieses Anliegen auf Differenzierung und Präzision abstellt, während ein Manifest auf Zuspitzung und Aufmerksamkeitsgewinnung abzielt und typischerweise bestimmte, von der Gruppe offenbar nicht gewünschte Reaktionen provoziert. (2) Die konkrete Ausformulierung des Manifestes ist nicht gut gelungen, weil es in vielen Punkten keine hinreichende Übereinstimmung zwischen den Formulierungen des Manifestes und den wesentlich differenzierteren und zustimmungsfähigeren Ausführungen der Gruppe in ihren zentralen umfangreichen Publikationen<sup>23</sup> gibt. (3) Eine erfahrungswissenschaftliche Fundierung einer reinen *Textanalyse* und -interpretation ist zwar möglich, aber aus dem Blickwinkel meiner funktionsanalytischen Methode weitaus weniger dringlich als eine erfahrungswissenschaftliche Analyse der literarischen Kommunikation, die endlich sämtliche an dieser Kommunikation beteiligten Akteure, Faktoren und Institutionen in den Blick nimmt; eine *erfahrungswissenschaftliche* Literaturwissenschaft sollte die *tatsächlichen Erfahrungen* der Leser nicht marginalisieren oder an eine separate Rezeptionsforschung delegieren, sondern an zentraler Stelle mit in ihre Forschungsperspektive integrieren.

---

<sup>23</sup> Vgl. Fußnote 2.